Wilhelm Busch im Spiegel seiner Briefe

Autor(en): **Wendriner, Karl Georg**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-751371

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

vielleicht versammelte ein glänzend Fest
der Städter Stolz, die Blüte ihrer Geister,
mit Orden prunkend und mit Gold betreßt,
und tausend Zeitungsblätter künden fern und nah,
was heut am Tag in dieser Welt geschah —
Mir war die Stadt ein Schimmer von Sekundendauer,
aus Nichts geboren und ins Nichts verschwunden.
Und Nacht zuvor, und Nacht noch viele Stunden. —

Und meine Seele sieht mit heißem Schauer
das Leben, wie es schaut mit kaltem Blick
auf meines Daseins lichterfüllte Stadt zurück. —

Hans Bloesch

Wilhelm Busch im Spiegel seiner Briefe

Von **Karl Georg Wendriner**

Von Wilhelm Busch erschien 1874 ein kleines bilderloses Buch: „Die Kritik des Herzens". Es wurde nicht nur abgelehnt, sondern sogar vielfach mit einer gewissen sittlichen Entrüstung zurückgewiesen. Der Dichter, der in diesem Werke den Menschen zum ersten Male seine Seele gegeben hatte, war unwillig über den Mißerfolg. Da erhielt er eines Tages von einer jungen holländischen Schriftstellerin, einer Freundin Multatulis, Frau Marie Anderson, einen Brief mit vielen Worten der Bewunderung für das kleine Buch. Busch dankte für das schmeichelhafte Urteil, und es entspann sich zwischen den beiden Menschen ein kurzer Briefwechsel, welcher manch Zeugnis ablegt für den Menschen Wilhelm Busch. (Verlag: C. J. E. Volckmann, Nachfolger, Rostock i. M.).

Busch hat die meisten dieser Briefe in Wolffenbüttel im Forsthause vor den Toren der Stadt geschrieben. „Dieses Forsthaus, im grauen Altertum ein wirkliches Forsthaus, ward später Wirtshaus und Posthalterei". Damals bewohnte es der Bruder von Wilhelm Busch, der die Wirtschaft verkauft und nur den Rheinwein und Champagner im Keller zurückbehalten hatte. Man spürt aus den Briefen, wie wohl sich der Dichter-Maler in diesem ein-

samen Hause fühlte. „Den Wein genieß' ich nach Belieben . . . Ich trinke kein Bier, ich spiele keine Karten, ich liebe keine philisterhafte Geselligkeit; darum, was schert mich Wolffenbüttel, die Stadt?" Sein Briefwechsel mit Frau Anderson war die einzige Verbindung, die er mit der Welt unterhielt. Frau Anderson schrieb holländisch, Busch deutsch. Außer mit der neuen Freundin führt er „keine Korrespondenz, außer hie und da mit Verwandten". Er war und blieb immer, wie er noch 1894 im Geleitwort zum „Pater Filucius" bekannte, nachlässig und schüchtern im schriftlichen Verkehr mit Fremden. „Der gewandte Stilist, der seine Korrespondentin mit einem zierlichen Strohgeflecht beschenkt, macht sich umgehend beliebt, während der Unbeholfene, der seine Halme aneinanderknotet wie ein Bauer, wenn er Seile bindet, mit Recht befürchten muß, daß er Anstoß erregt. Er zögert und vergißt".

Von einem einsamen Menschen sprechen diese Briefe. Busch fühlte sich am behaglichsten, wenn er fleißig „für sich hin zeichnen" konnte, und seine Feder nicht „in die alte schwarze Tinte hineinzutunken brauchte", und pries die Götter, wenn er einsam sein konnte, wann's ihm gefiel. Sein größtes Vergnügen war, in der Wiese auf dem Rücken zu liegen, das eine Bein zurückgezogen, das andere darübergeschlagen, und nichts zu sehen als ein Stück Himmel, die zierlichen Fahnen der Gräser und den erhobenen Fuß, hinter dem die Wolken vorüberziehen. Immer aber fürchtet er die „Einmischung eines fremden Intellekts". Auch Wilhelm Busch hat eine schamhafte Seele. „Wozu die Beichte?" fragte er. „Das gewisse kleine wertvolle Päckchen schmuggelt ja doch ein jeder mit durch und in sein Grab hinein".

Auch in diesen Briefen breitet Wilhelm Busch einen undurchdringlichen Schleier über seine Seele. Schließlich hat der Dichter den Briefwechsel nach der ersten persönlichen Bekanntschaft mit Frau Anderson so plötzlich abgebrochen, weil diese allzu neugierig in seine Seele hineinblicken wollte. Er wehrt ängstlich ab, als sie „zu genau nach seiner Person fragte", und betont immer wieder, daß ihr Briefwechsel nur ein „Gedankenaustausch" sein soll. Am liebsten plaudert Busch über seine literarischen und philosophischen Interessen. Die Kunst und Sprache Hollands hat ihn immer lebhaft interessiert, unvergleichlich scheinen ihm die Niederländer des 17. Jahrhunderts, sein ausgewählter Liebling unter den Malern ist Franz Hals. Die holländische Lite-

ratur aber kennt er sehr wenig. Frau Anderson bringt ihm den großen Multatuli nahe, und Busch ist besonders von seinen „Ideen“ so begeistert, daß er anfängt, die holländische Sprache zu studieren. Bald kann er melden, daß er Fortschritte macht und hoffen kann, es zu erlernen. „Aber fühlen werd' ich es nie. — Um eine Sprache von Herzen sein eigen zu nennen, muß man, glaub' ich, etwas drin erlebt haben, etwas sehr wichtiges — nämlich die Kindheit. In diesem Sinne hab' ich zwei Sprachen: Hochdeutsch und Plattdeutsch. Nur was in diesen Sprachen, in den Sprachen meines Paradieses, geschrieben ist, kann mich rühren, das heißt in innerster Seele rühren; denn ich weiß wohl, daß es ein „Paradise lost“ gibt, welches hinter der ganzen Menschheit liegt“.

Sechs Wochen später schon kann er Frau Anderson melden, daß er die kleinen holländischen Schriften recht gut versteht und daß ihm selten ein Wort fehlt. Aber auch jetzt betont er wieder, daß man das, was herzlich, lieb und drollig ist in einer Sprache, nur empfinden und begreifen kann, wenn man's mit Nachbars Hänschen im Korn und mit Nachbars Gretchen über den Zaun gesprochen hat.

Der einsame Mensch wurde der bewundernde Schüler Schopenhauers. Gerade im Jahre 1875, in dem die meisten dieser Briefe geschrieben sind, hatte der romantische Philosoph des Pessimismus den größten Einfluß auf Busch. Deutlich zeigen ihn die Briefe. Er nennt sich selbst einen „abscheulichen Pessimisten“. Die Vorrede Schopenhauers zur ersten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ scheint Busch bestimmt zu haben, Plato und Kant zu studieren. Die Schriften des Symposiondichters werden wiederholt zitiert; Kants Lehre hat Busch so überzeugt, daß ihm die Idealität von Zeit und Raum ein unumstößliches Axiom ist. Sein Philosoph aber ist Schopenhauer. Schon in seinem vierten Briefe schreibt er: „Was lebt, das leidet, leidet, weil es lebt, und leben will es. Der Wille muß sich wohl erst gründlich die Hörner abstoßen, bis endlich mal der große Rückschlag kommt und Ruhe wird“. Mit diesen Worten spricht Busch die Lehre Schopenhauers aus: „Wie könnte uns auch das Zeug so bedeutungsvoll erscheinen, wenn alles nicht aus einer Wurzel wüchse? Die ist, was Schopenhauer den Willen nennt: Der allgegenwärtige Drang zum Leben; überall dasselbe, das einzige, im Himmel und auf Erden; in Felsen, Wasser, Sternen, Schreinen, wie in unserer Brust.

Er schafft und füllt und drängt, was ist. Im Oberstübchen sitzt der Intellekt und schaut dem Treiben zu. Er sagt zum Willen: Alter! Laß das sein! Es gibt Verdruß! Aber er hört nicht. Enttäuschung; kurze Lust und lange Sorge; Alter, Krankheit, Tod, sie machen ihn nicht mürbe; er macht so fort. Und treibt er ihn auch tausendmal aus seiner Haut, er findet eine neue, die's büßen muß. Und dieser Wille, der bin ich. Ich bin mein Vater, meine Mutter, ich bin Sie und alles. Darum gibt es Mitleid, darum gibt's Gerechtigkeit. Natur und Lehre sind verschieden, Natur ist stärker als die Lehre — sagen Sie. Natürlich und gewiß! Der Wille ist der Starke, Böse, Wirkungsvolle, Erste; der Intellekt ist — Nr. 2. — Nichtwollen, Ruhe wär das beste. Wie soll das kommen? Da steckt's Mysterium?" Der Glaube an eine Seelenwanderung kommt Busch wirklich recht verständig und höchst erbaulich dazu vor, ganz wie sein Lehrer Schopenhauer ist er überzeugt, daß das wahre Mitleid schon längst die Welt erlöst hätte. Zu dem Einfluß Schopenhauers gesellt sich der Darwins, vor allem seiner Entwicklungslehre. Busch ist nur Pessimist für die Gegenwart, aber Optimist für die Zukunft. Er hofft, daß die Zucht und Züchtung im Verlauf einiger Milliarden von Jahren die Organe Erkenntnis auf Kosten der Organe des Begehrens zu immer höherer Entwicklung bringen werden.

Dennoch klafft eine tiefe Kluft zwischen Schopenhauer und Busch, und der Dichter der frommen Helene hat sie wohl empfunden. Er nennt Schopenhauer einen alten Brummbären und tadelt seine Schrullen, daß er von den Weibern nichts gutes erwartet und ihnen nichts gutes gönnt, daß er auf den Heiligen wartet, der es zur totalen Verneinung des Willens und dadurch zur Erlösung der Menschheit bringen soll. Wilhelm Busch aber bekennt, daß er die Weiber fast für besser hält als die Männer: „Hab ich nicht eine Mutter gehabt und eine Schwester, die ich liebe?! Kenn ich nicht ein paar herzensgute Weiberchen, die ich nur ungern entbehren möchte!" Frau Anderson erzählt uns sogar, daß Busch ihr in einer einzigen Plauderstunde gebeichtet hätte, daß er einst gern geheiratet hätte. Damals aber mußte er von 400 Gulden im Jahre leben und studieren; und als er pekuniär in der Lage gewesen wäre, zu heiraten, war das Mädchen, das er liebte, längst gestorben.

In einem letzten Punkt berühren sich Schopenhauer und Busch wieder: In ihrer Liebe zu den Tieren. Immer wieder kommt Busch in den Briefen

auf die Vivisektion zu sprechen und verurteilt sie wie jede Quälerei von Tieren. Schopenhauer ging als Greis, einsam und vergrämt, nur von seinem Hunde begleitet, durch die Straßen Frankfurts. Die Lieblingstiere Buschs waren die Bienen. Er interessierte sich lebhaft für ihre Züchtung und wollte in seiner Jugend sogar nach Brasilien auswandern, weil dort allein in einem Jahre eine Progression von 1 : 80 möglich ist.

„Idealismus ist ja meine Philosophie, aber die Praxis ist ein Ding für sich", bekennt Busch in einem seiner Briefe. Es wurde versucht, das Lebensgefühl Buschs hier kurz aufzudecken. In der „Praxis" aber schuf Busch seinen „Max und Moritz", seine „Fromme Helene". Hier zeigt sich ein deutlicher Gegensatz. Sehr, sehr selten hat Busch die letzten Schleier von seiner Seele gezogen und den Menschen gezeigt, wie einsam er ist und wie fremd allen Menschen. Es waren nicht diese Bekenntnisdichtungen, die „Kritik des Herzens" und „Zu guter Letzt", nicht die Prosamärchen „Eduards Traum" und „Der Schmetterling", welche seinen Namen unsterblich gemacht haben, sondern die witzigen Verse und Zeichnungen, welch seinem innersten Wesen letztlich doch fremd waren und blieben. In einem Gedicht in der „Kritik des Herzens" hat Busch selbst den Schlüssel gegeben zu seinem ganzen Dichten und Schaffen und den Dualismus zu erklären versucht:

„Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
Die Krallen scharf, die Augen gluh.
Am Baum hinauf und immer höher,
Kommt er dem armen Vogel näher.
Der Vogel denkt: weil das so ist,
Und weil mich doch der Kater frißt,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren
Und lustig pfeifen wie zuvor.
Der Vogel, scheint mir, hat Humor."